

Ermutung zum Aufbruch

„Leipziger“ Perspektiven für Evangelisation und Gemeindeaufbau*

Michael Herbst

Liebe Schwestern und Brüder,

„Mein Leipzig lob' ich mir! Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.“¹

Wo könnten wir besser über Evangelisation und Gemeindeentwicklung nachdenken als hier? Goethe studierte hier, Luther stritt hier mit Johannes Eck (1519), die Universität ist die zweitälteste auf deutschem Boden, doch noch glatte 47 Jahre älter als Greifswald, Bach orgelte hier, 1813 tobten hier die Völker gegen Napoleon, 1839 entstand hier die erste Eisenbahnfernstrecke nach Dresden und im Jahre 1900 wurde hier – und das ist gewiss nicht das Geringste! – der Deutsche Fußballbund gegründet. Dass der VfB Leipzig der erste deutsche Fußballmeister war, daran sei immerhin erinnert, auch wenn es die Leipziger eher schmerzt, an ihre Fußballvereine erinnert zu werden. 1989 waren es die Montagsdemonstrationen, die von der Nikolaikirche ausgingen, die das Ende der DDR mit einläuteten – sonst, liebe Schwestern und Brüder, säßen die meisten von uns heute gar nicht hier. Also: „Mein“ Leipzig kann ich zwar nicht mit Goethe sagen, aber „Leipzig lob ich mir“, hat es doch auch in Sachen Evangelisation und Gemeindeaufbau eine Marke gesetzt und wahrlich, wahrlich nicht nur *seine* Leute gebildet.

1. Leipzig 1999 bis 2006

1.1 Die Leipziger EKD-Synode 1999: Reden von Gott in der Welt

Denn wer dächte bei diesem Thema in Leipzig 2006 nicht zurück an Leipzig 1999, jene EKD-Synode, die mehr Wirkung gezeigt hat, als wahrscheinlich die Synodalen damals selbst erwartet haben. Mit dieser Synode wird eine Renaissance der Evangelisation verbunden, eine Rehabilitation der Mission im eigenen Land. Freilich ist Leipzig '99 nicht allein der Auslöser dieser Rehabilitation gewesen, wohl aber ein hochwirksamer Katalysator. Es deutete sich in den 90er

* Es handelt sich um einen Vortrag, der während des 4. AMD-Theologenkongresses vom 18.–21. September 2006 in Leipzig gehalten wurde. Der Vortrag wird im Frühjahr 2007 in einem Dokumentationsband zum Theologenkongress veröffentlicht werden, der gemeinsam von der Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig und dem Neukirchener Verlag herausgegeben wird.

1 J.W. von Goethe: Faust I, Auerbachs Keller in Leipzig, Zeile 272f.

Jahren hier und da an, aber mit Leipzig '99 bekam es ein Symbol: das neue Bewusstsein, wie dringend und wichtig die werbende Verkündigung und der Wille zum Wachstum für die Kirche im 21. Jahrhundert sind. Leipzig 1999 hält fest, dass eine Kirche, die nicht evangelisiert, krank, und zwar herzkrank ist. Eberhard Jüngel brachte es auf den Punkt:

„Wenn die Kirche ein Herz hätte, ein Herz, das noch schlägt, dann würden Evangelisation und Mission den Rhythmus des Herzens der Kirche in hohem Maße bestimmen. Und Defizite bei der missionarischen Tätigkeit der christlichen Kirche, Mängel beim Evangelisieren, würden sofort zu schweren Herzrhythmusstörungen führen. Der Kreislauf des kirchlichen Lebens würde hypotonisch werden. Wer an einem gesunden Kreislauf des kirchlichen Lebens interessiert ist, muss deshalb auch an Mission und Evangelisation interessiert sein. [...] Wenn Mission und Evangelisation nicht Sache der ganzen Kirche ist oder wieder wird, dann ist etwas mit dem Herzschlag der Kirche nicht in Ordnung.“²

In der Kundgebung der Leipziger Synode wurden dann vier inhaltliche Bestimmungen vorgenommen, die für Mission und Evangelisation als Sache der ganzen Kirche gelten sollen. Weil sie eine kleine Theologie der Evangelisation darstellen, möchte ich an sie erinnern:³

1. Evangelisation ist zuerst bestimmt durch das Evangelium: „Gott hat uns eine Botschaft anvertraut, die die Mühseligen und Beladenen erquickt und die Starken davor bewahrt, sich von Leistung und Erfolg ein erfülltes Leben zu versprechen. Diese Botschaft wollen wir weitersagen, mit dieser Botschaft werden wir gebraucht.“
2. Evangelisation hat ein von Gott gesetztes Ziel: Sie will Menschen gewinnen, sie sucht ohne Druck nach freier Zustimmung von Menschen, damit sie getauft werden, zum Glauben finden und Glieder der christlichen Kirche werden. Von dieser Konversion spricht die zweite inhaltliche Bestimmung: „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Wir müssen die Ziele, die wir uns bei unserem missionarischen Handeln setzen, am Willen Gottes messen.“
3. Evangelisation geschieht in einer schwierigen Zeit und an einem Ort, an dem Traditionen zerbrochen sind und Säkularisierung Einzug gehalten hat. Davon lässt sich die missionierende Kirche nicht irritieren, denn: „Gott hat uns nicht den Geist der Furcht gegeben, sondern den Geist der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit. Darum nehmen wir die

2 Eberhard Jüngel: Referat zur Einführung in das Schwerpunktthema. In: Kirchenamt der EKD (Hg.): Reden von Gott in der Welt: Der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend. Hannover ²2001, 14–35, 15.

3 Kundgebung der 9. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland auf ihrer 4. Tagung zum Schwerpunktthema „Reden von Gott in der Welt – Der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend“, in: Kirchenamt der EKD (Hg.): Reden von Gott in der Welt: Der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend. Hannover ²2001, 36–45, Zitate 36, 38, 40 und 41.

Situation, in der wir uns heute befinden, und die Schwierigkeiten, die damit gegeben sind, nüchtern in den Blick.“

4. Evangelisation lebt nicht von wenigen, machtvollen Rednern, die bei Gelegenheit missionieren, sondern vom stetigen Zeugnis der vielen, höchst unterschiedlich begabten Christenmenschen. Anders gesagt: Evangelisation ist Sache der Gemeinde wie des einzelnen Christenmenschen in Familie und Beruf. Damit sind auch Evangelisation und Gemeindeaufbau miteinander verknüpft wie siamesische Zwillinge: „Es sind verschiedene Gaben, aber es ist derselbe Geist Gottes, der das alles wirkt. Wir brauchen in der Kirche die Vielfalt missionarischer Wege und Konzepte, die unscheinbaren alltäglichen Bemühungen ebenso wie die groß angelegten Aktionen.“

Kurzum: In Leipzig 1999 bekannte sich der deutsche Protestantismus zu seinem missionarischen Mandat in unserem Land. Und er sagte: dieses Mandat wird gekennzeichnet durch die Botschaft, die uns anvertraut ist, durch das von Gott gesetzte Ziel, Menschen liebevoll zu gewinnen, durch die nüchterne und zugleich hoffnungsvolle Wahrnehmung unserer Mitwelt und durch die Vielfalt der Gaben und Möglichkeiten in der Gemeinde.

1.2 Fortsetzung folgt(e)

Seither sind Themen wie wachsende Kirche, missionarische Gemeindeentwicklung oder Mission im eigenen Lande nicht mehr von der kirchlichen Tagesordnung verschwunden. In Berlin-Brandenburg will man schon seit 1998 „Wachsen gegen den Trend“⁴. Die EKD überlegte 2001, wie man „Das Evangelium unter die Leute bringen“ kann.⁵ Die Württembergische Kirche widmet sich seit 2004 der Frage, wie sie eine „Wachsende Kirche“ werden kann.⁶ Im Rheinland will man „Vom offenen Himmel erzählen“ und unterwegs sein zu einer missionarischen Volkskirche.⁷ In Pommern schlägt Bischof Abromeit im Bischofsbericht 2004 ein neues „mission statement“ vor:

„Die Pommersche Evangelische Kirche will den Menschen in Vorpommern, auch den gott- und kirchenfernen, in Wort und Tat die Gute Nachricht weitergeben, dass Gott sie liebt und er sie zu Nachfolgern Jesu Christi machen will.“⁸

4 Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg (Hg.): Wachsen gegen den Trend – Auf dem Weg zu einer missionarischen Kirche. Berlin 1998.

5 Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hg.): Das Evangelium unter die Leute bringen. Zum missionarischen Dienst der Kirche in unserem Land. Hannover 2001 (EKD-Texte 68).

6 Evangelisches Medienhaus (Hg.): Wachsende Kirche. Dokumentation des Schwerpunkttages der 13. Landessynode am 10. Juli 2004. Stuttgart 2004.

7 Evangelische Kirche im Rheinland: Vom offenen Himmel erzählen. Unterwegs zu einer missionarischen Volkskirche. Düsseldorf 2006.

8 Hans-Jürgen Abromeit: Was bewegt die Pommersche Evangelische Kirche? Unsere Kirche auf dem Weg zu ihrer Mission. Bischofsbericht. Masch. Man. Greifswald/Züsow 2004, 12.

Freilich wissen wir gerade in den Kirchen Ostdeutschlands, dass auch bei bestem Bemühen menschlich gesprochen nicht Wachstum, sondern tiefe Einschnitte auf der Tagesordnung stehen. Wir wissen, dass wir gleichzeitig den Abbau von Strukturen organisieren müssen und doch Wachstum wollen müssen. Wir sehen auch in unserem täglichen Dienst nicht das Wachstum, sondern Abwanderung und Minderung, Distanz und Gleichgültigkeit. Es ist nicht leicht, das zu sehen und zugleich an Wachstum zu glauben und für Wachstum zu beten und zu arbeiten. Wenn wir Wachstum sehen, dann ist es nicht absolutes Wachstum der Zahlen, sondern relatives Wachstum: hier und dort einzelne Erwachsene, die zum Glauben finden, hier und dort mehr Kinder, hier und dort ein aufblühender Gottesdienst. Das ist unser Wachstum. Und unsere Bemühungen, gerade im Osten, sind gut, sie bringen hier und da Frucht, freilich so, dass wir uns vom ganz Großen zurzeit verabschieden und lernen, uns an den kleinen Zuwächsen zu freuen. Zuviel Wachstumseuphorie kann eher den Blick verstellen für das tatsächliche kleine Aufblühen und damit die Depression verstärken.

1.3 EKD-Perspektiven: „Kirche der Freiheit“ (2006)

Just vor unserem Kongress veröffentlichte schließlich die EKD ihr neuestes Strategiepapier unter dem Titel „Kirche der Freiheit“.⁹ Der Ton dieser Studie ist etwas anders: Wir werden eingestimmt auf den notwendigen Wandel. Unsere Kirche, so lernen wir, kann nicht weitermachen wie bisher. Bis 2030 droht uns massive Schrumpfung: ein Drittel weniger Mitglieder und das heißt: 50% weniger Geld. Machen wir einfach so weiter, dann wird die Lage bedrohlich. Wir werden aus Hannover ermuntert, uns dem Wandel zu stellen. Und zwar in vierfacher Richtung:

1. Geistliche Profilierung soll an die Stelle undeutlicher Aktivitäten treten. Wie bei Nutella soll evangelisch drin sein, wo evangelisch draufsteht.
2. Schwerpunkte sollen gesetzt werden, weil wir nicht mehr alles Wünschenswerte tun können.
3. Wir sollen uns nicht an alten Strukturen festklammern, sondern beweglich werden in den Formen, in denen sich Kirche organisiert.
4. Und wir sollen uns nach außen orientieren und bitte nicht selbstgenügsam den Fremden und die Welt vergessen.¹⁰

In 12 Leuchtfuern (die Autoren waren wohl eher norddeutsch!) werden konkrete Ziele für diesen Wandlungsprozess markiert. Wachstum ist dabei eine Art Gesamtziel, denn „eine ... evangelische Kirche, die ihres Grundes gewiss ist, die mit dem Evangelium die Menschen erreichen und insofern wachsen will und die sich um stabile Strukturen bemüht“, wird auch am ehesten in der Lage sein, „die gesellschaftliche Verantwortung wahrzunehmen, die sich aus dem Evange-

9 Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hg.): Kirche der Freiheit. Perspektiven für die Evangelische Kirche in 21. Jahrhundert. Hannover 2006.

10 Vgl. a.a.O., 45.

lium ergibt“.¹¹ Man kann da eigentlich nur Amen sagen und hoffen, dass Bischofs Hubers optimistische Einschätzung stimmt:

„In wesentlichen Kernpunkten des notwendigen Reformprozesses ist sich der deutsche Protestantismus einig.“¹²

Ich bin mir da nicht so sicher. Unsicher bin ich mir nicht nur, weil die unverhohlene Kritik an manchem, was da so kirchlich in unseren Landen geschieht, nicht jedem schmecken wird. Unsicher bin ich mir auch deshalb, weil der mutige Appell, endlich strukturell flexibler zu werden, ja nicht neu ist, und doch bislang meist auf taube Ohren stößt. Möglichst viel vom Alten zu bewahren und möglichst wenig Neues zu riskieren, das ist in vielen Regionen das leitende Motiv.

Nun ist „Kirche der Freiheit“ nicht mein Thema, aber einige wenige Anmerkungen sind notwendig, zumal die EKD ja zum Diskutieren einlädt. So sehr ich die vier leitenden Motive bejahe und insbesondere das Ja zu neuen Gemeindeformen wirklich von Herzen begrüße, so sehr vermisse ich einige Aspekte, die zu einer missionarischen Fortentwicklung unserer Kirche notwendig wären:

1. Ich vermisse eine stärkere biblisch-theologische Ermutigung. Der Text setzt ein bei der gegenwärtigen Krise. Es wäre aus meiner Sicht mehr als nur theologische Lyrik zu fragen, was denn der Herr der Kirche uns verheißt, wo er uns zur Buße ruft und was er uns zusagt.
2. Ich vermisse ein klareres Ja zur evangelistischen Dimension der Mission. Zwar ist davon die Rede, Menschen mit dem Evangelium erreichen und sie auch gewinnen zu wollen. Gleichwohl wird vom evangelisierenden Handeln der Kirche fast nichts gesagt, auch in den Beispielen nicht. Insbesondere im Blick auf den Osten Deutschlands wäre zu fragen, wie es zur Konversion von Kirchendistanzierten und Konfessionslosen kommen soll.
3. Ich vermisse eine Klärung des Gemeindebegriffs. Das Ja zu neuen Gemeindeformen sollte nicht implizieren, dass die Örtlichkeit und Dauerhaftigkeit persönlichen geistlichen und gemeindlichen Lebens preisgegeben wird.
4. Ich vermisse Hilfen im Blick auf den Prozess, der vom Soll zum Ist führt. Wie soll die Veränderung unserer Kirche von ihren Makro- bis zu ihren Mikrostrukturen in Gang gesetzt, gesteuert, geistlich begleitet, im Kirchenvolk verankert und methodisch umgesetzt werden?
5. Ich vermisse den Blick nach außen, also so etwas wie die Aufnahme ökumenischer Impulse, etwa aus der missionarischen Neuausrichtung in der Anglikanischen Kirche, die uns auf diesem Kongress ja mehrfach beschäftigt hat.

Damit bin ich angekommen, hier und jetzt bei unserem „Leipzig“, 2006. Und an dieser Stelle habe ich zweierlei gefragt: 1. Was kann und darf man nach drei Tagen Kongress den Hörern noch zumuten? Wo kann ich unser Thema an ein

11 A.a.O., 21.

12 Bischof Wolfgang Huber, a.a.O., 8.

paar Stellen über das Gegenwärtige hinausführen? Und 2. Wie geht es Ihnen eigentlich heute Morgen? Also:

2. Wo stehen wir am Ende dieses Kongresses?

2.1 Wie geht es Ihnen?

Ich möchte Sie also fragen, wie es Ihnen heute geht, am letzten Tag des Vierten AMD-Theologenkongresses, hier in Leipzig. Ich habe mich gefragt, was nach Eröffnungsgottesdienst, Vortrag des EKD-Ratsvorsitzenden, zwei Bibelarbeiten, zwei Foren, großer Kirchenmusik, Theater, Empfang, Mittags- und Abendbeten, 33 Messeständen und 60 Seminaren und Workshops noch zu sagen ist, weil es vielleicht noch nicht gesagt wurde, nicht deutlich gesagt wurde, oder weil wir es mit Paulus halten: Es verdrießt mich nicht, Euch immer dasselbe zu sagen (Phil 3,1). Was muss denn noch einmal verstärkt, betont, vergewissert, eingepreßt und zum Mitnehmen zusammengefasst werden, was nicht schon wortmächtig, medienunterstützt, mahnend, gewinnend, freundlich vermittelt wurde? Ist nicht schon alles gesagt? Als passioniertem Nichtraucher bleibt mir nicht einmal die Reinhard-Mey-Wendung, dass „was ich noch zu sagen hätte“, so lang dauerte „wie eine Zigarette und ein letztes Glas im Stehen“. Wie geht es Ihnen also nach drei Tagen Dauerbeschuss zum Thema „wachsende Kirche“? Sind Sie erfrischt, ermutigt und inspiriert? Oder sind Sie erschöpft, müde, voll wie nach einem viel zu reichhaltigen Mahl?

2.2 „Ja, aber...“

Ich wende mich heute an die unter uns, von denen ich annehme, dass sie zahlreicher sind, als sie spontan zugeben würden, die, die wirklich zustimmen: Ja, unsere Kirche muss sich ändern. Ja, unsere Gemeinden müssen wachsen wollen. Ja, es gibt heute so viele bewährte Strategien, so exzellente Methoden und Medien, dass der Gemeindeaufbau nur so blühen müsste! Ja, wir sollen und wollen das alles auch. Ja, aber ...

Unser Problem ist nicht, dass wir nicht genug wissen. Unser Problem sitzt im Herzen. Mein Problem sitzt im Herzen: Werde ich mich trauen, neue Schritte zu tun? Werde ich Jesus Christus trauen und neue Schritte tun?

Wir sind an einer entscheidenden Stelle im Blick auf die Zukunft unserer Kirche; das spüren viele. Das ist auch der Geist, der „Kirche der Freiheit“ abzuspüren ist. Abwarten können wir nicht länger. Wir sollen und wir müssen uns umstellen und ändern. Wir haben eine „adaptive Zone“ betreten, einen Bereich notwendiger und lebenswichtiger Anpassungen an eine veränderte Umwelt, eine Phase schmerzhafter und auch riskanter Veränderungen. Und – wir sorgen uns, wie es gehen kann, und wie wir selbst klar kommen sollen. Wir sorgen uns, weil wir die Verantwortung spüren, wenn wir das Alte loslassen und nicht wissen, ob das Neue uns trägt. Wir sind erschöpft durch die schier endlose Kette von Struktur- und Spardebatten, von Regionalisierungsdebatten und Verteilungskämpfen. Kopf und Herz sind nicht frei für geistliche Erneuerung!

Wir sind erschöpft von Erwartungen, die wir nicht mehr erfüllen können, von Widerständen, von Abwärtsspiralen, vom unablässigen Zustrom der Zumutungen. Wir sind es leid, beschimpft zu werden als Buhmänner und Buhfrauen der Kirchenszene. Was soll aus uns werden, was aus unseren Gemeinden?

Wir sind da in guter Gesellschaft. Die Urbilder des Glaubens haben sich auch gefürchtet vor dem, was kommen sollte. Die Jünger, so lesen wir, waren voller Sorge: Was werden wir essen und trinken, womit uns kleiden (Mt 6,25)? Wie bezahlen wir den Küster? Wie schaffen wir all die vielen Gottesdienste? Wie sagen wir den Menschen, dass wir *ihre* Kirche schließen müssen? Die Jünger, so lesen wir, verschlossen nach Golgatha die Türen hinter sich, voller Angst, was sie erwartete (Joh 20,19). Und selbst nach Ostern war es so: Sie treffen den Auferstandenen, wieder einmal auf einem Berg, und sie beten ihn an, aber auch jetzt noch, in der Stunde größter Offenbarungen, kennen sie den nagenden Zweifel (Mt 28,16): „Einige aber zweifelten ...“

2.3 Ein Trostwort für Gemeinden im Umbruch – eine Ermächtigung für die Wendung nach außen

Ich möchte mich jetzt höchst originell auf einen Text beziehen, den Sie sicher niemals mit meinem Thema in Verbindung gebracht hätten, nämlich mit Matthäus 28,16–20. Ich möchte in Abwandlung der kirchlichen Gewohnheiten nicht vom Missions- oder Taufbefehl sprechen, sondern diese Verse als Trostwort für Gemeinden im Umbruch und als Empowerment, als Ermächtigung für die Wendung nach außen verstehen:

„Aber die elf Jünger gingen nach Galiläa auf den Berg, wohin Jesus sie beschieden hatte. Und als sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; einige aber zweifelten. Und Jesus trat herzu und sprach zu ihnen: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Ein Trostwort für eine Gemeinde im Umbruch, denn das war die syrische Gemeinde des Matthäus, eine Gemeinde in der Krise, im Umbruch. Und der Evangelist formt sein Evangelium als eine missionarische Schrift. Nicht nur mit den letzten Versen Matthäi am Ende, sondern durch das Evangelium hindurch wird deutlich: Identität hat diese Gemeinde von Juden und Heiden nur als eine „identity-in-mission“, wie es David Bosch ausgedrückt hat.¹³ „Ja, aber ...“, hätten wohl auch die syrischen Christen gesagt: Es ist so schwer, es ist so riskant! Da erinnert sie Matthäus an Jesus und schreibt seine Gemeinde neu in die Jesusgeschichte hinein. Der Befehl „Gehet hin!“ und die Aufforderung „Macht zu Jüngern, indem ihr taufst und lehrt“ werden ja gerahmt durch den doppelten Zuspruch: „Ich bin bei euch“ und „Mir gehört alle Vollmacht auf Erden“. Und das ist für mich das Entscheidende heute Morgen:

13 David Bosch: Transforming Mission. Maryknoll 1991, 80.

Jesus Christus ist der Evangelist und Gemeindebauer. Wir sind es nicht! Wir sind es nicht, die die Gemeinde erhalten und erneuern! Er ist es – und er wird nicht scheitern! Er treibt seine Mission in dieser Welt voran. Er erspart uns dabei als seinen Freunden und Mitarbeitern nicht den Schritt ins Freie, das Wagnis und die unsichere Zukunft. Aber er sagt: Ich bin doch bei Euch jeden Tag, auch am Ende der westdeutschen Volkskirche, auch in der ostdeutschen Marginalisierung, auch wenn die Zahlen immer bedrängender werden. Ich bin bei Euch. Ich bin doch der Immanuel (Mt 1,23).

Und ich habe Vollmacht, Neues zu schenken, alle Vollmacht der Welt. Vollmacht ist nicht Macht zu irgendetwas¹⁴, sondern Macht, Heil zu stiften, Macht zu retten und zu heilen, zu erwecken, zusammenzurufen und zu senden. Darum: Geht! Brecht auf! Hin zu den Menschen. Fürchtet Euch nicht! Ich habe alles im Griff. Mir entgleitet meine Kirche nicht. Stirbt etwas, so erwecke ich Neues zum Leben. Ich gehe Euch voran. Folgt mir, auch jetzt wieder, folgt mir, in die Kirchengestalt des 21. Jahrhunderts. Ihr seid meine leitenden Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, ermutigt zum Mutmachen, ertüchtigt zum Loslassen und Neuanfangen.

Wichtigeres habe ich nicht zu sagen. Ich beschränke mich auf eine dreifache Zusage von Mut; unter vielem, was man sagen könnte, versuche ich drei Konkretionen für Evangelisation und Gemeindeaufbau im 21. Jahrhundert. Es ist immer beides: Mut als Ermutigung, aber auch Mut als Zumutung, weil uns Jesus die Tapferkeit zu Neuem zuspricht und abverlangt.

- Mut, uns selbst zu vergessen und uns von innen nach außen zu wenden.
- Mut, unsere große Geschichte zu erzählen.
- Mut, Gemeinschaft neu zu gestalten.

3. Eine dreifache Ermutigung

3.1 Christus macht uns Mut, uns selbst zu vergessen und uns von innen nach außen zu wenden

Nicht zufällig beginne ich mit diesem Gedanken: Mut, uns selbst zu vergessen und uns von innen nach außen zu wenden. Jesus sagt seine Nähe und Vollmacht denen zu, die aufbrechen; der Aufbruch nach außen ist die logische Folge seiner Nähe. Nur möchte ich einen vielleicht etwas unerwarteten Zugang zu diesem Aufbruch nach außen wählen. Ich tue dies mit einem anglikanischen Beispiel:

Ann Morisy beschreibt in ihrem Buch „Journeying out“ (also: Auf der Reise nach draußen)¹⁵ die Londoner Stadtrandgemeinde Hackney, die zur Zeit der Thatcher-Regierung mit der galoppierenden Armut am Rand der Stadt zu tun bekam. Diese Gemeinde beschloss, gemeinsam mit sechs anderen Gemeinden

14 Vgl. Michael Herbst und Matthias Schneider: Wir predigen nicht uns selbst. Neukirchen-Vluyn 2002, 20.

15 Ann Morisy: Journeying Out. A New Approach to Christian Mission. London 2004.

während der zwölf kältesten Wochen im Jahr den Kirchenraum für Obdachlose zu öffnen, ihnen dort zu essen zu geben und sie dort übernachteten zu lassen. Ängste vor schwierigen Menschen, vor Überforderung, vor ansteckenden Krankheiten, vor Schmutz und Ärger waren zu überwinden. Ältere Gemeindeglieder organisierten diesen Dienst. Sie übernahmen Verantwortung für bestimmte Aufgaben, und weil sie es allein nicht schafften, zogen sie ihre Freunde und Nachbarn hinzu: „Du musst mir einen großen Auflauf machen für Dienstag.“ – „Du musst mir ein paar Bettlaken waschen und bügeln.“ – „Du musst mir das Kreuzworträtsel aus der Zeitung mitgeben: Einer unserer wohnungslosen Freunde löst es so gerne.“ Weihnachten haben sie alle zusammen Gottesdienst gefeiert, und die Botschaft vom Kind ohne Herberge rückte ihnen ganz anders auf die Haut. Beim Bügeln fingen sie an zu beten für die, die in diesen Laken liegen würden. Sie fingen an zu protestieren und ihrem Abgeordneten in den Ohren zu liegen wegen der Lebensbedingungen in Hackney.¹⁶ Entscheidend, so Ann Morisy, war, dass sie selbst verändert wurden. Sie machten die Entdeckung, dass sie nicht großzügig und ein bisschen von oben herab Mildtätigkeit verteilten, sondern dass die Begegnung mit den Armen sie erst hilflos und dann reich machte. Helfer und Hilfsbedürftige zusammen begegneten dem Auferstandenen und fanden neu zum Glauben. Der Arme, so sagt es der Gründer des Iona-Klosters in Schottland, George MacLeod, ist „a thin place“, eine ganz dünne Stelle in dieser Welt, hinter der wir Gott selbst begegnen.

„In this world there are thin places ..., where only a tissue separates us from a deep sense of God's presence.“¹⁷

Der Arme, so sagte es Burghard Krause bei „Christ werden – Christ bleiben“, ist der zweite Wohnsitz Jesu.¹⁸ Es geht nicht um „meeting needs“¹⁹: Wo wir gehorsam tun, was Jesus lebte und gebot, da wird – so Ann Morisy – uns Christus begegnen, und es wird eine Kaskade von Gnade freigesetzt, Gemeinde wird lebendig, sie wächst an Tiefgang und an Zahl.

Damit wird unsere Mutlosigkeit und Selbstbezogenheit angesprochen und von Christus überwunden: hin zum Mut, uns nach außen zu wenden: wo ist Gott gerade am Werk und wo können wir ihm in den Armen dienen und begegnen?

In soziologischer Sprache hat es Robert Putnam²⁰ so ausgedrückt: Es gibt nicht nur materielles Kapital, sondern auch soziales Kapital. Soziales Kapital besteht aus den Netzwerken von – natürlich! – Beziehungen, gegenseitiger

16 A.a.O., 11–13, 32–34.

17 A.a.O., 38.

18 Burghard Krause: Reise ins Land des Glaubens. Neukirchen-Vluyn 2000, 217.

19 Ann Morisy, a.a.O., 27: „A local church, in setting up a community ministry project, is inviting people to participate in a struggle. ... The potential transformative power of an invitation and opportunity to participate easily gets lost in the focus of needs meeting, which by definition requires one party in the encounter to be characterized as in some way deficient.“

20 Robert Putnam: Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community. New York 2000.

Hilfe, Verlässlichkeit. Menschen bleiben miteinander verbunden. Ohne soziales Kapital geht eine Gesellschaft unter. Negativ formuliert: „If you don't go to somebody's funeral, they won't come to yours.“²¹ Oder positiv formuliert, wie in der Einladung zu einem Fundraising-Fest der Feuerwehr: „Come to our breakfast, we'll come to your fire“.²²

Putnam unterscheidet dabei „bonding capital“ von „bridging capital“. *Bonding capital* schafft eine hohe Loyalität zur eigenen Gemeinschaft, ein starkes Gruppenbewusstsein, freilich oft auch in massiver Abgrenzung von „denen da draußen“, den anderen, dem Fremden. *Bridging capital* sucht den Brückenschlag zum Fremden und will Gemeinschaft nicht nur in den eigenen engen Grenzen. Das soziale Kapital, so Putnam, sinkt in den Vereinigten Staaten, und zwar heftig, etwa seit 1960. Eine Ausnahme bilden evangelikale Gemeinden, aber deren starkes soziales Kapital ist fast ausschließlich „bonding“ und nicht „bridging“. Aber es ginge in einer missionarischen Kirche genau darum: um *bridging capital*.

Wenn ich unsere Sorge und Ängstlichkeit beschreibe, dann sehe ich diese Sorge um uns selbst, um uns als Gemeinde, ich sehe sie übrigens in allen „Typen“ von Frömmigkeit. Ich sehe, nicht überall, aber häufig, eine Binnenzentrierung, die gar nicht wahrnimmt, was da draußen passiert, sondern voll und ganz mit sich beschäftigt ist, wenn sie nicht sogar dezidiert, mal verschämt, mal offen sagt: Die da draußen wollen wir gar nicht hier drinnen haben.

Geht hin in alle Welt, das ist aber die Ermutigung und Zumutung, uns nach außen zu wenden. Und ich glaube, dass das in der Logik des Matthäusevangeliums, also in der Logik Jesu, bedeutet, die Liebe zu Gott in der Liebe zum Nächsten so zu leben, dass wir Beziehungen zu den Kleinen, den Armen, den Kindern, den Schuldigen, den Schwachen aufbauen. Wir dürfen das Sendungswort in Mt 28 nicht ohne den Rest des Evangeliums lesen: Ein Jünger zu sein oder zu werden, hieß doch: zu tun, was der Jünger den Meister tun sieht, und das war Fürsorge für den kranken Leib und die wunde Seele, eine Fürsorge, für die es selbstverständlich war, dem leidenden und armen Mitmenschen das zu schenken, was wirklich heil macht: nämlich ein neues Verhältnis zu Gott als Vater. Und ich glaube, dass jenseits aller unserer Modelle dies ein entscheidender Schritt für eine evangelisierende Gemeinde im 21. Jahrhundert sein wird. Im Blick auf den Osten Deutschlands bin ich mir da ziemlich sicher. Diakonie ist vielleicht die entscheidende Brücke zum Herzen der Konfessionslosen. [Nur ein Beispiel: neben den überzeugten Neo-Nazis haben vor allem junge Menschen in den ländlichen Regionen am Sonntag NPD gewählt.²³ Menschen, die sich im Stich gelassen sehen, die wir den rechten Kameradschaften überlassen haben und die ihnen zuhauf zufallen. Wer müht sich denn um diese jungen Menschen, die zurückbleiben, weil ihre Schullaufbahn nicht klappte, die nichts haben, worauf sie hoffen können?]

21 A.a.O., 20.

22 A.a.O., 21.

23 Landtagswahlen in Mecklenburg-Vorpommern am 17. September 2006 mit ca. 7,2% der Stimmen für die NPD, die damit erstmals in den Schweriner Landtag einzieht.

Zu erinnern ist hier übrigens an die erste Christenheit, deren Wachstum viel mit ihrem Liebesdienst zu tun hatte. Adolf von Harnack beschrieb vor 100 Jahren „Die Mission und Ausbreitung des Christentums“.²⁴ Und er zeigt mit einer langen Reihe von Beispielen, wie sich die junge Kirche um Kranke und Arme mühte, die Toten beerdigte, in Pestzeiten ausharrte und nicht floh, sich der Gefangenen annahm, und das alles ganz untaktisch, aus der Liebe zu Christus und den Menschen heraus, untaktisch und gerade doch mit erstaunlicher Wirkung auf die heidnische Umwelt, die magisch angezogen wurde durch diese ganz unübliche Sorge um das Wohl des Nächsten, sei er nun Christ oder auch nicht. Lucian etwa schreibt über die Christen:

*„Ihr erster Gesetzgeber hat ihnen die Überzeugung beigebracht, dass sie alle untereinander Brüder seien; sie entwickeln eine unglaubliche Rührigkeit, sobald sich etwas ereignet, was ihre gemeinschaftlichen Interessen berührt; nichts ist ihnen alsdann zu teuer.“*²⁵

Und Tertullian kann im 2. Jahrhundert bezeugen:

*„Die Sorge für die Hilflosen, die wir üben, unsere Liebestätigkeit, ist bei unseren Gegnern zu einem Merkmal für uns geworden (...): ‚Sieh nur‘, sagen sie, ‚wie sie sich untereinander lieben‘ – sie selber hassen sich nämlich untereinander -, ‚und wie einer für den anderen zu sterben bereit ist‘; sie selbst wären eher bereit, sich gegenseitig umzubringen.“*²⁶

Zähneknirschend muss der heidnische Kaiser Julian Apostata zugeben: Sie kümmern sich nicht nur um die Ihrigen, sondern auch um Nicht-Christen.²⁷ Harnack stellt fest: Das alles war so trefflich, dass es „einen tiefen Eindruck machte und viele gewann.“²⁸

Diakonie als evangelistischer Brückenschlag – diese These ist so gefährlich, dass sie der Erörterung bedarf. Die Hinwendung nach außen zum Armen könnte wie eine besonders ausgeklügelte Taktik verstanden werden, der es nur darum geht, „Schäfchen“ zu gewinnen. Es wäre dann eine besonders infame Art, den Nächsten hinters Licht zu führen, ja ihn zu benutzen. Wir haben es ja trotz bester Bemühungen in unserer Kirche noch nicht vermocht, als Diakone evangelistisch und als Evangelisten diakonisch zu sein. Wir müssten schon Skylla und Charybdis umschiffen: Skylla, das wäre eine rein taktische Nächstenliebe, die eigentlich nur etwas anderes meint, nämlich die Vermehrung der eigenen Anhängerscharen. Charybdis, das wäre eine stumme Nächstenliebe, die nicht mehr weiß, dass Verlogenheit jenseits von Gott etwas Schlimmeres ist als das, was Leib und Umwelt einem Menschen zumuten können, die also die Bitte, sich der Gemeinde Jesu anzuschließen, für eine unnötige Belästigung unseres Nächsten hielte.

24 Adolf von Harnack: Die Mission und Ausbreitung des Christentums. Leipzig 1924.

25 Lucian: Peregrin. 10 = A. v. Harnack: A.a.O., 174.

26 Tertullian: Apolog. 39 = A. v. Harnack: A.a.O.

27 Julian an Arsacius (Sozom. V, 16) = A. v. Harnack: A.a.O., 187.

28 A. v. Harnack: A.a.O.

Konkreter? Nein, konkreter will ich es nicht machen. Ich kann nur einen Prozess beschreiben: Amerikanische und südafrikanische Gemeinden machen es innerhalb der „Partnership for Missional Church“²⁹ so: Sie lesen immer wieder gemeinsam in der Bibel, „dwelling in the word“ nennen sie das. Und dann erkunden sie ihre Umgebung, befragen die Menschen, mit denen sie an einem Ort leben, und dann fragen sie, was Gott vorhat: Wo sollen sie sich einbringen, heilsam und ganz ohne Taktik, und aus Liebe zu Gott und den Menschen tun, was nötig ist, in der Erwartung, dass dabei das Evangelium von Jesus Christus gar nicht außen vor bleiben kann und dass irgendwann der Kairos da ist, zu bezeugen, wer letzter Trost im Leben und Sterben ist? Christus sagt: Gehet hin, dazu ermutige ich euch, wendet euch nach außen, das munde ich euch zu!

3.2 Christus macht uns Mut, unsere große Geschichte zu erzählen

Eine junge Frau in unserer GreifBar-Gemeinde hat mir vor einiger Zeit gezeigt, worum es hier geht. Ihr Vater war vor langer Zeit aus der Kirche ausgetreten, wie man das eben so tat in den späten 50er und in den 60er Jahren. Er hatte durchaus Karriere gemacht, aber in seinem Leben auch Schiffbruch erlitten: Seine Kinder erlebten ihn als gewalttätig. Und der Alkohol zerfraß seinen Leib. Nun lag er im Sterben. Die Tochter besuchte ihn, es ging auch darum, versöhnlich Abschied zu nehmen. Auch ich hatte ihn besucht, aber ich war nicht wirklich zu ihm durchgedrungen. Da tat die Tochter etwas unendlich Schlichtes und Mutiges: Sie, gerade selbst erst getauft, las ihrem Vater die Geschichte vor, die ihr eigenes Herz im Glaubenskurs verändert hatte: die Geschichte vom verlorenen Sohn in Lukas 15. Der Vater hörte ganz still zu und schaute sie dann an: Das, so sagte er, ist meine Geschichte. Er fand sich und seinen Lebenslauf in dieser alten Erzählung, und zugleich öffnete sie ihm am Ende seines Lebens einen Rückweg zu dem, was er vor langem verlassen hatte.

Geht hin, macht zu Jüngern, tauft und lehrt, das ist auch und vor allem das Weitererzählen der großen Geschichte des Evangeliums. Eine missionarische Kirche ist eine Kirche der biblischen Geschichten. Evangelisation heißt: diesen Geschichten Raum zu schaffen, diese Geschichten denen weiterzuerzählen, die sie noch nicht kennen oder vergessen haben, in der Hoffnung, dass sie sich selbst wieder finden in den alten Geschichten und von ihrer Kraft berührt und verändert werden.

Nun sind wir aber auch da besorgt und verunsichert, denn die biblischen Geschichten haben ihr Monopol verloren, sind nicht mehr *a priori* als wahr und gut anerkannt. Wir verkündigen eine Botschaft, die nur noch eine Botschaft unter anderen ist. Wir leben in einer komplizierten geistlichen Situation: einerseits erhebt das Evangelium den Anspruch, allen etwas zu sagen zu haben. Das Evangelium schließt niemanden aus, es hat eine universelle Reichweite. Keiner muss ohne das Erbarmen Gottes in Jesus Christus sein Leben fristen.

29 Patrick Keifert: Partnership for Missional Church. A Journey of Spiritual Discernment. Minneapolis/St. Paul 2005 (Church Innovations Institute)

Darum heißt es ja: Gehet hin in *alle* Welt und machet zu Jüngern *alle* Völker. Das Evangelium ist also eine Botschaft unter anderen, aber keineswegs eine Botschaft wie andere. Ist das ein Problem?

Christus macht uns Mut, indem er darauf hinweist, dass er bei uns ist und alle Vollmacht hat. Nicht wir haben sie, er hat sie. Unsere Machtlosigkeit ist dann auch kein Nachteil. Es ist nicht schlimm, wenn das Evangelium in einer pluralen Gesellschaft nur eine Stimme unter vielen ist. Es ist nicht schlimm, wenn wir uns oft machtlos und schwach fühlen. Das Evangelium braucht unsere Stärke nicht. Es hat – eben weil Christus bei uns ist, wenn wir es bezeugen – genug innere Überzeugungskraft, um sich Gehör und Vertrauen zu verschaffen. Von uns wird nicht mehr zu erwarten sein als es zu bezeugen. Heinzpeter Hempelmann spricht hintergründig von unserem Zeugnis als von einer Wegweisung.³⁰ Wegweisung im doppelten Sinne: Wir weisen weg von uns und wir weisen auf Jesus als Weg zum Leben. Unsere Ohnmacht ist kein Hindernis, im Gegenteil, sie ist höchst sachlich, sinnvoll und nützlich, die Kraft des Wortes nicht mit unseren Überwältigungsversuchen zu verwechseln.

Für unser Bezeugen aber gibt es im 21. Jahrhundert doch auch Bedingungen, die wir nicht ungestraft vernachlässigen. Der Geist arbeitet ja lieber mit uns zusammen als gegen uns. Ich möchte dies an zwei kleinen Beispielen verdeutlichen:

Mein erstes Beispiel: Wir haben in den letzten 15, 20 Jahren, nicht zuletzt durch Burghard Krauses großartigen Kurs „Christ werden – Christ bleiben“³¹ den Wert von befristeten Grundkursen des Glaubens begriffen.³² Mit „Alpha“³³ und „Emmaus“³⁴ sind zwei weitere Glaubenskurse in Deutschland angekommen. Ich glaube in der Tat, dass diese Kurse große Vorteile haben gegenüber anderen Formen von Evangelisation:³⁵ Glaubenskurse beteiligen die Gemeinde. Sie lassen Raum für geistliche Prozesse, für ein Hineinwachsen in den Glauben über einen längeren Zeitraum. Sie leben von Beziehungen, die in der Kursgruppe entstehen können. Sie sind locker und doch zielstrebig. Sie bieten Information, aber auch erste Erfahrungsräume: Wie fühlt es sich an, wenn ich es einfach einmal probiere, mitbete, mich segnen lasse, singe? Glaubenskurse bieten in der Regel mehrere Möglichkeiten, einen Anfang im Glauben zu wagen. Sie sind aber nicht für jedermann, und darum sind sie kein Zauberschlüssel. Wer Gruppen nicht mag und wessen Zugang zum Glauben nicht über den Intellekt erfolgt, der wird sich schwer tun mit Glaubenskursen. Und doch ist die Erfolgsgeschichte dieser Kurse beeindruckend. Warum erwähne ich sie hier? Zum einen, um noch

30 Heinzpeter Hempelmann: „Was sind denn diese Kirchen *noch* ...?“ Christlicher Wahrheitsanspruch vor den Provokationen der Postmoderne. Wuppertal 2006, 55–58.

31 Vgl. oben Anm. 18.

32 Vgl. auch im Überblick: John-Martin Sautter: Spiritualität lernen. Neukirchen-Vluyn 2005 (BEG 2).

33 Vgl. Nicky Gumble: Fragen an das Leben. Eine praktische Einführung in den christlichen Glauben. Wiesbaden 1993.

34 Vgl. Michael Herbst (Hg.): Emmaus – Auf dem Weg des Glaubens – Handbuch. Konzeption – Durchführung – Kontakte. Neukirchen-Vluyn 2006.

35 Am deutlichsten zeigt John Finney den Paradigmenwechsel in der Evangelisation auf: John Finney: Emerging Evangelism. London 2004, vor allem 70–88.

einmal deutlich zu machen: Die meisten Erwachsenen finden nicht spontan zum Glauben, sondern brauchen längere Zeit, sie brauchen Emmauswege und erleben selten Damaskusstunden. Und die meisten Erwachsenen entdecken den Glauben eher in Gemeinschaft, in einer Gruppe, in der sie sich sicher fühlen, in der sie sich äußern können. Ich möchte ein drittes ergänzen: Ich halte es für die ausgesprochene Stärke des Emmaus-Kurses, dass er kaum predigt, sondern viel Raum lässt zum persönlichen und gemeinsamen Entdecken. Ich glaube, dass dies Menschen in der späten Moderne eher entspricht als die lange Predigt, die ich mir anhöre. Ich sage das, weil ich glaube, dass es allen Formen von Evangelisation gut tut, den Raum für Gespräch und eigenes Entdecken zu weiten, auch wenn dies ein wenig zu Lasten der klassischen Verkündigung geht.

Zweites Beispiel: Macht dann evangelistische Predigt überhaupt noch Sinn? Es gibt Menschen, die bestreiten dies vehement. Richard Bliese etwa und Craig van Gelder, führende amerikanische Theologen, sagen: „After the death of evangelism, we look for the resurrection of an evangelizing church ...“³⁶ Nach dem Tod der Evangelisation erhoffen wir die Auferstehung einer evangelisierenden Gemeinde. Die Veranstaltungsevangelisation ist tot, es lebe das evangelistische Wirken des Gemeindelebens. Ich halte dies für töricht, weil der Gegensatz falsch ist. Es geht um beides: Das evangelistische Event braucht die Gemeinde, die Beziehungen pflegt und Menschen gewinnt. Aber die Gemeinde, in der viele Menschen Beziehungen pflegen und andere gewinnen, braucht auch die besonderen Orte, wohin sie gelegentlich einladen kann, damit ihre Freunde im Zusammenhang hören können, worum es im Glauben geht. Das können in der Regel die Gemeindeglieder alleine nicht schultern.

Dann aber muss die evangelistische Predigt sich auch einlassen auf die Art und Weise, wie Menschen heute kommunizieren. Sie muss wahrscheinlich leiser daherkommen, als wir es gewohnt sind. Und sie muss lernen, Predigt neu zu konjugieren. Die Grammatik einer evangelistischen Homiletik in Zeiten der Ohnmacht könnte z.B. so aussehen (neben den rhetorischen Regeln der Verständlichkeit):

1. Erste Person Singular: Das Ich des Predigers darf durchaus deutlicher zu Tage treten, als wir es in der Barth-Schule gelernt haben. Es darf sich nicht frech nach vorne drängeln. Aber es darf bezeugen, wie es selbst in seinem Leben vom Evangelium berührt und verändert wurde. Dieses Ich erzählt, durchaus humorvoll und selbstironisch, wie es sich neu fand in den Geschichten von Christus. Es geht gerade hier um den authentischen Zeugen, d.h. einen Menschen mit Stärken und Brüchen, an dem etwas von der Kraft des Evangeliums ablesbar wird.
2. Zweite Person Singular: Das Du des Hörers will ebenso angesprochen werden. Es möchte hören, wie Gott ihm nahezukommen versucht. Der

36 Richard Bliese und Craig van Gelder (Hg.): *The Evangelizing Church. A Lutheran Contribution*, Minneapolis 2005, 113–132, Zitat 132. Den Hinweis verdanke ich Martin Reppenhausen vom IEEG in Greifswald.

Zuspruch des suchenden, liebenden, heilenden und rettenden Gottes hat eine eigene evangelistische Kraft. Das Du will nicht überwältigt werden, aber es will angesprochen und durchaus auch gerufen werden. Wir reden nicht über das Evangelium, sondern geben seinen Trost und seinen Ruf zur Umkehr dem Nächsten weiter. Unser Predigen muss aufhören, Abhandlung über Religionssachen zu sein.³⁷ Dazu gehört, dass unsere Hörer wissen möchten, was denn unsere Rede mit ihrem alltäglichen Leben und ihren nicht immer alltäglichen Fragen zu tun hat. Dazu müsste Gemeinde auch ein Raum sein, auf die Geschichten der anderen, Fremden, Fernstehenden zu hören. Und unser Predigen darf aufhören, so verschämt zu sein, wenn es darum geht, den Hörer herauszufordern und hervorzulocken zu seinem eigenen Vertrauen auf Gott.

3. Dritte Person Singular: Das Er, nicht ein Es ist Kern und Stern der Verkündigung. Erzählen ist angesagt. So staubtrocken und lebensfern kirchliche Sprache zuweilen ist, so lebendig und farbig sind die Erzählungen der Bibel. Sehr schlicht, aber vielleicht doch zutreffend möchte ich sagen: Von der theologischen Abhandlung zur deutenden Nacherzählung müsste unser evangelistisches Predigen gedeihen. Wir erleben es im Osten so: Die Geschichten sind taufisch und unverbraucht, und besser können wir gar nicht predigen, als dass wir ihnen Raum geben.

So müssten Ich, Du und Er in der evangelistischen Predigt vorkommen. Wiederum Ermutigung und Zumutung: Wage es, Zeuge Jesu mit deinem Leben zu sein, wage es, deinen Nächsten auch herauszufordern, wage es, auf die Kraft der biblischen Erzählungen zu setzen!

3.3 Christus macht uns Mut, Gemeinschaft neu zu gestalten

Dies ist vielleicht der schwierigste Punkt. Denn es geht hier um das, was uns offenbar in unserer Kirche am meisten Angst macht: die Veränderung unserer kirchlichen Strukturen. Hier haben wir ein doppeltes Problem: Wir sind verunsichert, ob wir überhaupt für das regelmäßige gemeinsame Leben werben sollen oder nicht. Und wir sind verunsichert, in welchen Formen sich die Geselligkeit des Glaubens gestalten soll.

Zum ersten Problem: Wir haben den Streit noch nicht überwunden, ob der Glaube in eine vereinsmäßige Geselligkeit führt oder ob er auch als Kirchlichkeit „bei Gelegenheit“³⁸ gelebt werden kann. Michael Nüchtern hat am klarsten diese Option stark gemacht. Gemeindeaufbau gerät hier in die Kritik, Kirche soll nicht das „andauernde Betreuungs- oder Gemeinschaftsbedürfnis von immer Gleichen“³⁹ befriedigen. Sie soll immer neu, punktuell, ohne Vereinnahmung Evangelium und Leben verschränken und so zum Glauben im Alltag ertüchti-

37 So auch Martin Nicol: Einander ins Bild setzen. Dramaturgische Homiletik. Göttingen 2005.

38 Michael Nüchtern: Kirche bei Gelegenheit. Stuttgart, Berlin und Köln 1991.

39 Vgl. a.a.O., 10.

gen. Nicht die Menschen sollen in Gruppen beheimatet werden, sondern das Evangelium soll im Leben einheimisch werden.⁴⁰

Letzteres halte ich für richtig, die Alternative aber für falsch. Sie ist falsch, wenn es für den Glauben konstitutiv ist, dass er von der Versammlung derer lebt, bei denen das Wort gepredigt und die Sakramente zugeeignet werden (CA VII). Sie ist falsch, wenn ein Jünger nach Mt 28 in der Gemeinschaft mit anderen Jüngern ist und nicht in der Vereinzelung eines religiösen Subjektes. Sie ist falsch, wenn Peter Bergers soziologische Einsicht stimmt, dass Religion in zunehmender Minorisierung nur dann überleben kann, wenn es regelmäßige und dauerhafte Kontakte zu anderen gibt, die mit mir glauben.⁴¹ Sie ist auch falsch hinsichtlich der gesellschaftlichen Isolierungs- und Vereinsamungstendenzen. Wenn die traditionelle Familie wie die traditionellen Bindungen an Firmen, Vereine und Nachbarschaften sich wirklich immer mehr auflösen, dann stellt sich neu die Frage, in welchen Bindungen, mit welchem „sozialen Kapital“ der postmoderne Vagabund überleben soll. Philipp Roth, der als Romanautor den Finger am Puls der Zeit hat, hat gerade eine neue Fassung des „Jedermann“ veröffentlicht.⁴² Wie komme ich mit dem Sterben ins Reine, das ist das Thema des „Jedermann“. Bei Hugo von Hofmannsthal besteht der Unterschied zwischen Menschen, die sterben und etwas besitzen, und solchen, die sterben und nichts haben. Bei Philipp Roth verschiebt sich das Dilemma: Hier sterben Menschen entweder (und zwar vorwiegend) als Einsame oder als solche, die auch im Sterben nicht einsam sind. Roth's Frage ist die nach der Möglichkeit tragender Gemeinschaft. Die Gemeindlichkeit des Glaubens bekommt hier eine neue Relevanz.

Und doch ist das Gespräch mit Michael Nüchtern damit nicht zu Ende: Denn die Frage ist nun, wie sich die Gemeinschaft des Glaubens gestaltet. Und da ist es zweifelsohne richtig, dass das bürgerlich Vereinsmäßige, das starke „bonding capital“ nicht für „jedermann“ geeignet ist. Wir brauchen eine Brücke zwischen der Verbindlichkeit und Verbundenheit gemeinsamen Lebens einerseits und den komplizierten Lebensläufen und Alltagsformen unserer Zeitgenossen andererseits. Das klassische Programm der Parochie wie die klassische Trias des Gemeindeaufbaus mit Gottesdienst – Hauskreis – Mitarbeit gehen daran vorbei. Wir brauchen hier mehr Phantasie, neue Zeitmuster und Geselligkeitsformen, gerade wenn es uns auch um Führungskräfte in der Kirche geht: Mittagsgebete in der City, Bibelwochenenden in erholsamem Ambiente, Hauskreise auf Zeit, monatliche „Frühschichten“ für Führungspersonal usw.

Und damit bin ich beim zweiten Problem: unsere bereits erwähnte Angst vor neuen Gemeindeformen. Die Anglikanische Kirche ist uns hier weit voraus. Das zeigt vor allem die Studie „Mission-shaped Church“⁴³. Zur DNS der Ang-

40 Vgl. a.a.O., 10–12, auch 56.

41 Vgl. Peter Berger und Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/Main 2004.

42 Philip Roth: „Jedermann“. Roman. München 2006.

43 Mission shaped church. Church House Publishing, London 2004. Auf Deutsch: M. Herbst (Hg.): Mission bringt Gemeinde in Form. Neukirchen-Vluyn 2006 (BEG-Praxis).

likanischen Kirche gehört das tiefe parochiale Bewusstsein mindestens so sehr wie bei uns! Und doch hat diese alte Volkskirche begriffen, dass die alten Strukturen den neuen missionarischen Herausforderungen nicht mehr gerecht werden. Wenn eine Volkskirche Kirche für das ganze Volk sein will, dann darf sie nicht damit zufrieden sein, dass es flächendeckend Kirchengemeinden gibt. Geographisch wäre damit das ganze Volk erreicht. Aber eben nur geographisch. In der Anglikanischen Kirche hat man seit etwa 20 Jahren begriffen, dass es andere als geographische weiße Flecken geben kann: Eine Kirche kann etwa den Kontakt zu sozialen Schichten verlieren, oder es können ganze kulturelle Milieus unerreichbar bleiben. Und man hat sich in England nicht darauf zurückgezogen, dass es ja für jeden erreichbar kirchliche Angebote gibt, nach dem Motto: Wer will, kann ja kommen.

Ausgangspunkt der Studie „Mission-shaped Church“ ist die Feststellung, dass für viele Menschen nach wie vor der Wohnort das Lebenszentrum darstellt, für noch mehr mobile Menschen aber der Wohnort kaum noch eine Rolle spielt. Sie leben nicht nachbarschaftsorientiert, sondern netzwerkorientiert. Sie sind Kollegen in ihrer Firma, fahren zum Sport in einen anderen Stadtteil, treffen sich mit Freunden an einem dritten Ort und engagieren sich in einer Bürgerinitiative in einem Vorort. Für ihre Kinder engagieren sie sich in der Schule. Kollegen und Sportsfreunde, Elternvertreter an der Schule und Mitarbeiter in der Bürgerinitiative – sie alle sind für den mobilen postmodernen Menschen wichtiger als die, die in der Nachbarschaft wohnen. Für Menschen, die ihren Lebensmittelpunkt am Wohnort haben, ist die Parochie, die Ortskirchengemeinde, die beste Möglichkeit zur Begegnung mit dem Evangelium. Für die mobilen Postmodernen ist sie das gerade nicht.

Mission-shaped Church empfiehlt aus missionarischen und nicht aus finanziellen Gründen eine Mischwirtschaft unterschiedlichster Gemeindeformen, um möglichst viele Menschen zu erreichen: es geht um Gemeindeaufbau und Gemeindepflanzung. Das kann in Parochien geschehen, aber auch in Cell Churches, also Gemeinden, die nur aus Kleingruppen bestehen. In Gemeindepflanzungen, die nichts anderes sind als ein zweites selbstständiges Programm unter demselben Kirchendach, oder aber in völligen Neugründungen von Gemeinden in bislang unerreichten Regionen. In Gemeinden, die sich als vollständige und dauerhafte Gemeinden an Schulen bilden, für Schüler, Lehrer und Eltern. In Gemeinden in Cafés. In Gemeinden, die als soziales Projekt in Brennpunkten beginnen, aber auch Gottesdienste und Glaubenskurse anbieten. In Gemeinden, die sich aus einem spezifischen Gottesdienst für Suchende heraus entwickeln. Mut zum missionarischen Plural – und das alles im Raum der Anglikanischen Kirche und nicht als Freikirche!

Wir hingegen neigen dazu, an unseren Strukturen mit einer gewissen Verbissenheit festzuhalten. Wir sind bessere Verwalter des Vorhandenen als mutige Unternehmer einer zukünftigen Kirchengestalt. So werden manche Kirchenleute immer noch sehr nervös, wenn man ihnen sagt: Die Parochie wird bleiben, sie ist und bleibt eine wesentliche Variante gemeindlichen Lebens. Aber daneben brauchen wir dringend weitere Gemeindetypen: etwa Profildgemeinden in den

Citykirchen, „zweite Programme“ in der Innenstadt, Neugründungen in den entkirchlichten Siedlungen und auch geistliche Leuchttürme im ländlichen Raum. Da kommt Nervosität auf. Wir brauchen mehr Zusammenarbeit und Abstimmung von Gemeinden in der Region und Freien Werken – die kommen notorisch in der Gemeindeaufbaudebatte zu kurz! Wir werden an manchen Stellen auch den Betrieb einstellen müssen. Bei alledem lebt das parochiale System von der Vorstellung einer flächendeckenden Versorgungskirche, in der alle im Prinzip dazugehören, und in der das territoriale Prinzip das Leben ordnet. Das aber ist in weiten Teilen des Landes (nicht überall) Vergangenheit.

Wir brauchen, so begann dieser Abschnitt, ein Ja zum Plural in missionarischer Perspektive. Freilich macht dieses Ja nur Sinn, wenn der Plural in der Kirche zugleich missionarisch wird. Das Ja zum Plural und die Liebe zur Mission müssen sich vermählen. Mission wird sich dann pluralisieren, und der Plural wird sich mehr und mehr dem Missionarischen verschreiben. Darum geht es. Dabei wissen wir, dass wir die Menschen nicht mehr haben. Nur hören wir nicht auf, sie gewinnen zu wollen. Unsere Mission ist damit absichtsvoll: Sie will etwas. Sie gönnt möglichst vielen Menschen die Erfahrung, vom dreieinigen Gott gewollt und geliebt zu sein. Nicht vereinnahmen will sie, aber sie steht im Dienst der Sehnsucht Gottes, eine Beziehung aufzunehmen mit Wort und Antwort, einen echten Wortwechsel. Und damit will Mission auch Konversion.

Freilich hat das sofort Konsequenzen, von denen ich jetzt hier nur noch zwei nennen kann:

Zum einen müssten wir unsere Regionen als Missionsland verstehen und uns absprechen, wer was am besten kann, und wer wen am ehesten erreichen wird. Und dann würden wir uns besser aufstellen, indem wir mehr Vielfalt entwickeln. Gemeinden würden das tun, worin sie stark sind, und vieles lassen, was andere besser können. Und wo wir allein zu schwach sind, z.B. im Blick auf einen Gottesdienst für Kirchendistanzierte, da würden wir uns zusammenschließen. Mehr miteinander reden, beten und planen müssten wir – mindestens die in einer Region, die sich nach einer missionarischen Gemeinde sehnen.

Zum anderen müssten wir unsere Revierförstermentalität aufgeben. Denn als Folge der Vielfalt werden unsere Mitmenschen verstärkt tun, was sie auch jetzt schon mindestens in den Städten tun: Sie werden dorthin gehen, wo ein Angebot sie anspricht, und wenn es gut geht, werden sie sich dort beheimaten. Und jetzt wird es heikel: Können wir das mit ansehen? Können wir uns freuen, wenn ein Mensch erstmals in einer Gemeinde verwurzelt ist, auch wenn es nicht unsere Gemeinde ist? Eine Grenze unserer Ortskirchengemeinden ist die vor-moderne Unterstellung, die Bewohner unserer Pfarrbezirke wären unser Eigentum. Doch zum einen halten sich die Menschen nicht mehr an solche Regeln, zum anderen sind sie vielleicht ganz unsinnig, wenn es uns darum geht, möglichst viele zu beheimaten. Natürlich müssen wir über die sprechen, die einfach überall mal vorbeischaun und sich als fromme Karawane nirgends fest niederlassen. Und wir müssen uns das Abwerben derer verbieten, die an anderer Stelle schon verwurzelt sind. Dann aber müsste es uns wichtiger sein, dass ein Mensch in einer Gemeinde ankommt, als, wo er ankommt.

Schluss

Erlauben Sie mir vor dem rasant kurzen Schluss-Satz noch einen Hinweis: Entscheidend ist es nun, Prozesse in Gang zu setzen, die Gemeinden auf Dauer erneuern und verändern. Es ist nicht genug, Soll-Zustände zu beschreiben. Wir brauchen vielmehr Wegbeschreibungen. Gemeinden brauchen Räume, in denen sie selbst zu Trägern der Veränderung werden können. Dazu müssen sie Vertrauen schöpfen, dass sie nicht gering geachtet und vor unerreichbare Ziele gestellt werden. Sie brauchen Räume, in denen sie Visionen entwickeln können: Was hat Gott hier bei uns vor? Und welche nächsten Schritte sollen wir tun? Was sollen wir verstärken, was lassen wir in Zukunft? Wo müssen wir eine andere Atmosphäre herstellen? Wo sollen wir einen Schritt über unsere Grenzen wagen? Solche Prozesse sind zu initiieren, wenn Gemeindeaufbau nicht nur eine schöne Theorie bleiben soll.

Ich glaube dabei, dass wir ein paar Fallen solcher Prozesse schon aus Glaubensgründen meiden sollten. Aus Glaubensgründen, weil der Auferstandene bei uns ist und alle Vollmacht hat:

1. Wir sollten den Eindruck vermeiden, dass angesichts dessen, was eine Gemeinde sein sollte, der Ausgangspunkt unserer Gemeinde absolut katastrophal ist. Gott stellt alles bereit, was nötig ist, um mit seiner Gemeinde den nächsten Schritt zu tun.
2. Wir sollten uns bemühen, organisatorische Veränderungen von kulturellem Wandel zu unterscheiden. Wenn wir sagen: Ab 2007 machen wir Gottesdienste für Suchende, so ist das nichts als eine organisatorische Veränderung. Wir wundern uns dann, warum es nicht so recht klappen will, warum auch die Gemeinde nicht so recht mitzieht. Was nötig ist, ist eine Erneuerung in der Kultur der Gemeinde, also z.B. eine Wendung von innen nach außen, eine neue Aufmerksamkeit für „die da draußen“. Die organisatorischen Veränderungen machen Sinn, wenn der kulturelle Wandel beginnt.
3. Wir sollten uns darauf einstellen, dass die Veränderung der Gemeinde ein langsamer, mühsamer und komplizierter Prozess ist, weil Gemeinden komplexe Systeme darstellen. Es ist nicht so sehr der direkte Weg von A nach B, der diese Prozesse kennzeichnet. Es ist vielmehr das Kreuzen eines Segelbootes, ein Hin und Her, mal schneller, mal langsamer. Aber es lohnt sich: Denn: Er ist bei uns, und ihm ist alle Vollmacht übergeben, unsere Gemeinden zu erneuern und zu Orten zu machen, an denen Menschen das Leben finden.

Das ist die Arbeit, die jetzt beginnt oder weitergeht, nach Leipzig 2006. Möge von Leipzig 2006 beides ausgehen: Ermutigung und Zumutung.